

Adam Shatz, der Herausgeber und Autor der *London Review of Books*, untersucht Ursachen der Terroranschläge in Paris.

LUFTPOST

Friedenspolitische Mitteilungen aus der
US-Militärregion Kaiserslautern/Ramstein
LP 009/15 – 13.01.15

Moralische Klarheit

Von Adam Shatz
LRB blog, 09.01.15

(<http://www.lrb.co.uk/blog/2015/01/09/adam-shatz/moral-clarity/>)

Nach den Anschlägen am 11.09.2001 titelte die französische Zeitung *Le Monde*: "Wir sind alle US-Amerikaner!" Die Liebschaft war aber nur von kurzer Dauer: Als sich die Franzosen nicht am Krieg gegen den Irak beteiligten, wurden sie von US-Meinungsmachern als "käsefressende feige Affen" bezeichnet, und die in den USA als "French Fries" bekannten Pommes frites wurden in "Freedom Fries" (Freiheitsfritten) umbenannt. Als Obama sein Amt antrat, verbesserten sich die Beziehungen wieder, aber der Spieß wurde bald danach umgedreht: Washington warnte vor Auslandsabenteuern, während der Elysée-Palast (s. <http://de.wikipedia.org/wiki/%C3%89lys%C3%A9e-Palast>) in Libyen und Mali die Muskeln spielen ließ und eine aggressivere Antwort auf Baschar al-Assads Angriffe auf syrische Aufständische forderte. US-Neokonservative, die Franzosen als "feige Affen" geschmäht hatten, blickten jetzt voller Neid auf sie.

In diesen Tagen tönen auch viele US-Intellektuelle: "Je suis Charlie" (Ich bin Charlie). Das ist ein seltsamer Slogan, vor allem deshalb, weil nur wenige der US-Amerikaner, die dieses Bekenntnis ablegen, vor dem Massaker am 7. Januar überhaupt etwas von dem Sati-remagazin *Charlie Hebdo* gehört, geschweige denn darin gelesen hatten. Was meinen sie also damit? Bestenfalls wollen sie damit ausdrücken, dass sie Gewalt gegen Menschen, die nur von ihrem demokratischen Recht auf freie Meinungsäußerung Gebrauch machen, verabscheuen. Es könnte aber auch – wie bei vielen Franzosen – nur eine Verwechslung zwischen den Absichten des Magazins *Charlie Hebdo* und der offenen Gesellschaft des Westens sein. In diesem Sinn ist der Slogan "Je suis Charlie" weniger ein Ausdruck der Empörung und der Sympathie, als eine Loyalitätserklärung mit der Konsequenz, dass allen, die sich nicht mit *Charlie Hebdo* solidarisieren, unterstellt wird, gemeinsame Sache mit den Mördern und dem "islamistischen Feind" zu machen, der den modernen, demokratischen Westen (angeblich) von außen und innen bedroht.

Schon wird jeder, der es wagt, die Ursachen des Massakers und die Gründe für das Abdriften der Kouachi-Brüder in die dschihadistische Gewalt zu untersuchen, verdächtigt, damit den eigentlichen Täter, den radikalen Islam zu entschuldigen – "eine Ideologie, die seit Jahrzehnten versuche, durch Terror an die Macht zu kommen" – wie George Packer in der Zeitschrift *The New Yorker* schrieb (s. <http://www.newyorker.com/contributors/george-packer/all>). Packer erklärte, jetzt sei nicht die Zeit, über das Integrationsproblem in Frankreich oder über die Kriege zu sprechen, die der Westen seit zwei Jahrzehnten im Mittleren Osten führt. Der radikale Islam – und nur der radikale Islam – sei für die Gräueltaten verantwortlich zu machen. Das ist genau die Herangehensweise, die George Trow in einem Artikel im *New Yorker* (s. <http://www.newyorker.com/magazine/1980/11/17/within-the-context-of-no-context>) einmal den "context of no context" (das Leugnen von Zusammenhängen) nannte. Damit lassen sich alle dschihadistischen Gräueltaten einer bösen Ideologie anlasten und jedes Erinnern an Präemptivkriege, Folter und Rassismus als Versuch zur Entschuldigung von Gräueltaten abtun.

Das gab es schon einmal: Die Anschläge am 11. September machten viele liberale Intellektuelle zu Laptop-Kriegern, die warnende Stimmen wie Susan Sontag (s. <http://www.newyorker.com/magazine/2001/09/24/1256341> und http://de.wikipedia.org/wiki/Susan_Sontag) angriffen, weil die ihre Leser daran erinnerte, dass sich die USA mit ihrer Politik im Nahen und Mittleren Osten nicht viele Freunde gemacht hatten. Der Slogan "Je suis Charlie" wirkt wie eine nostalgische Erinnerung an den 11. September; die Erinnerung daran wurde immer wieder hervorgeholt, wenn es galt, US-Gräueltaten zu rechtfertigen und die Frontlinien zu verwischen – während der Kriege in Afghanistan und im Irak und als die Folterungen von Abu Ghuraib (s. <http://de.wikipedia.org/wiki/Abu-Ghuraib-Folterskandal>) und die illegalen Verschleppungen in Foltergefängnisse (s. http://www.luftpost-kl.de/luftpost-archiv/LP_13/LP02013_170213.pdf) bekannt wurden. Auch mit dem Slogan "Je suis Charlie" können wir uns von eigener Schuld freisprechen. Mit der Empörung über das Massaker in Paris lassen sich der Folterbericht des Senats (die Drohnenmorde, der MH17-Abgeschoss, die wachsende Gefahr eines Krieges mit Russland und anderes) aus dem Gedächtnis (und aus den Schlagzeilen) verdrängen, damit man sich wieder "guten Gewissens" der Verteidigung des Westens zuwenden kann.

Packers Artikel ist keine Überraschung, aber symptomatisch. Nach dem 11.09 hat er die Invasion des Iraks unterstützt. Später hat er zwar den Krieg oder wenigstens die Kriegsführung kritisiert. Auf das Pariser Massaker reagiert er aber wieder mit der gleichen Rhetorik über den "islamischen Totalitarismus", der er sich schon nach dem 11.09. bediente. Er spricht sogar von einem möglichen Krieg der Zivilisationen zwischen Uns und den Muslimen – oder wenigstens "einer bedeutenden Minderheit gläubiger Muslime, die ein Ausmaß von Gewalt zur Durchsetzung ihrer Überzeugungen billige, das derzeit einzigartig" sei. Dass er mit dieser Rhetorik schon geholfen hat, die Desaster in Afghanistan und im Irak zu rechtfertigen, scheint ihn nicht zu kümmern – in seiner "moralischen Klarheit", mit der er sich wie alle liberalen Kriegsfalken brüstet. Wer "moralische Klarheit" für sich beansprucht, glaubt sich auf der richtigen Seite zu befinden und in diesem Glauben auf die sorgfältige Analyse von Zusammenhängen und die Auseinandersetzung mit einem Problem verzichten zu können, das schon Christopher Hitchens als "Islamfaschismus" verkürzte (s. <http://de.wikipedia.org/wiki/Islamfaschismus>). Packers Artikel im *New Yorker* ist ein Beispiel für diesen Glauben, den er mit Liberalismus verwechselt.

Indem sie die Schuld an dem Massaker in Paris allein der "totalitären Ideologie des radikalen Islamismus" anlasten, verleugnen liberale Intellektuelle wie Packer gleichzeitig eine der größten Stärken des Liberalismus. Der moderne Liberalismus hat immer darauf bestanden, dass sich mit Ideologie nur das Verhalten erklären lässt. Wer verstehen will, warum Menschen einer Ideologie verfallen, muss nach den sozialen Ursachen suchen. Die Kouachi-Brüder wurden vom Westen geprägt und traumatisiert – durch Eingriffe westlicher Mächte in die islamische Welt, die durch die Militärinterventionen des Westens und dadurch geschürte interne Konflikte zerrissen wurde. Sie waren vor allem französische Bürger arabischer Herkunft, die in einer Banlieue (in der Randzone einer Großstadt) aufwuchsen – als Pariser nordafrikanischer Herkunft. Es ist unwahrscheinlich, dass sie mehr vom Islam wussten, als die wenigen Hadithe (überlieferte Aussprüche des Propheten, s. <http://de.wikipedia.org/wiki/Hadith>), die ihnen der vorher als Hausmeister tätige Imam (s. <http://de.wikipedia.org/wiki/Imam>) beibrachte, der sie indoktrinierte. Sie kamen aus einer zerbrochenen Familie und hatten kleinere Straftaten begangen – wie Mohamed Merah, der 2012 in Montauban und Toulouse 7 Menschen, darunter 3 jüdische Schulkinder, umbrachte (weitere Infos dazu s. unter http://de.wikipedia.org/wiki/Anschlagsserie_in_Midi-Pyr%C3%A9n%C3%A9es). Vor ihrer Beschäftigung mit dem Islam waren sie hauptsächlich an Fußball, Mädchen, Musikhören und Kiffen interessiert. Der radikale Islam hat ihrem Leben den Sinn gegeben, den sie vorher in Frankreich nicht finden konnten. Er nahm ihnen das Gefühl der Ohnmacht und verschaffte ihnen Machtgefühle, er beseitigte ihre Ziel-

losigkeit und gab ihnen ein heroisches geschichtliches Ziel. Sie waren plötzlich keine Kriminellen mehr, sondern Heilige Krieger. Ihre Morde dem Islam anzulasten, wäre aber genau so falsch, wie die Morde der Baader-Meinhof-Bande dem Historischen Materialismus zuzuschreiben. Mit dieser Feststellung wird den Attentätern von Paris keinesfalls die Verantwortung für ihre Verbrechen abgesprochen oder der Anspruch auf "moralische Klarheit" aufgegeben.

Gestern Abend habe ich mit einer Freundin gesprochen, die auch in einer Banlieue aufgewachsen ist. Assia – das ist nicht ihr richtiger Name – ist eine linke, atheistische Französin algerischer Herkunft, die viele Jahre lang in den USA unterrichtet hat und den Islamismus verabscheut. Als Teenager hat sie selbst *Charlie Hebdo* gelesen und sich für die darin abgedruckten respektlosen Karikaturen begeistert. Sie ist entsetzt über die Anschläge, auch weil sie sich noch gut an die Tatorte und an *Charlie Hebdo* erinnert. Sie findet es absurd und verstörend, wenn US-Amerikaner jetzt mit Schildern herumlaufen, auf denen "Je suis Charlie" steht. "Hat irgendeiner von denen die Zeitung jemals zu Gesicht bekommen?" fragte sie. "*Charlie* dürfte in den USA überhaupt nicht erscheinen – nicht mit den Karikaturen über den Propheten und auch nicht mit den Bildern von Päpsten, die in den Arsch gefickt werden." Früher habe *Charlie Hebdo* über alle hergezogen, in den letzten Jahren seien aber vermehrt Witze über Muslime gemacht worden, die ohnehin die am leichtesten zu verletzenden Bürger Frankreichs seien. Assia lehnt jede Zensur ab, fragt aber: "Ist es bei der misslichen Lage, in der sich die meisten Nordafrikaner in Frankreich befinden, notwendig, auch noch den Propheten zu verspotten?"

Sie spricht von "Nordafrikanern", nicht von "Muslimen". "Wenn ich höre, dass in Frankreich 5 Millionen Muslime leben," regt sich Assia auf, "weiß ich nicht, was das überhaupt soll. Ich kenne viele Leute in Frankreich, die, wie ich, aus Nordafrika stammen, aber weder beten, noch an Gott glauben, also gar keine Muslime sind. Als Heranwachsende sind wir nicht in die Moschee gegangen, haben uns höchstens darüber gewundert, dass unsere Väter am Ramadan (s. <http://de.wikipedia.org/wiki/Ramadan>) fasteten. Trotzdem werden wir immer noch Muslime genannt, wie früher, als Algerien noch eine französische Kolonie war." Sie gesteht zu, dass immer mehr jüngere nordafrikanische Männer sich für den Islam interessieren, das täten sie aber eher zur Steigerung ihres Selbstwertgefühls als aus Religiosität. Die Franzosen nordafrikanischer Herkunft stünden mit dem Rücken an der Wand. Dass sie sich einer – aus der Golfregion importierten – radikalen Form des Islams zuwenden, dürfe eigentlich niemand überraschen; in ihrer Situation habe ihnen der friedfertige, tolerante Islam ihrer nordafrikanischen Vorfahren nichts zu bieten. Es sei auch nicht überraschend, das unter den aus dem Maghreb (s. <http://de.wikipedia.org/wiki/Maghreb>) stammenden Franzosen in den Banlieus der Antisemitismus zunehme. Sie sähen die heutigen Juden nicht mehr als eine früher in Europa verfolgte Minderheit, sondern als privilegierte Elite, deren Verfolgung offiziell verurteilt und in den Schulen behandelt werde, während die bei der Kolonialisierung Algeriens begangenen Verbrechen verdrängt würden.

Assia ist eine typische Pariserin – was ihre Kleidung, ihren Akzent und ihre Lebensart angeht. Trotzdem werde sie ständig an ihre Herkunft erinnert. Schon als Kind sei sie immer wieder gefragt worden, warum sie den seltsamen Namen Assia habe. Wegen seiner zentralisierenden Traditionen sei in Frankreich die Hervorhebung von Unterschieden, zum Beispiel durch Tragen eines Hidschab (eines Gesichtsschleiers, s. dazu auch <http://de.wikipedia.org/wiki/Hidschab>), unerwünscht. Französinnen muslimischer Herkunft würden immer noch als Ausländerinnen behandelt. Aus Nordafrika stammende Franzosen würden auch in der zweiten und dritten Generation immer noch als "Einwanderer" betrachtet. Einerseits heiße es: "Französinnen tragen keinen Schleier (oder kein Kopftuch)." Andererseits werde gesagt: "Weil du Mohammed heißt, brauchst du dich um diesen Job erst gar nicht zu bewerben." Assia berichtete: "Meine heranwachsenden Brüder wurden am

Tag 10 bis 15 mal von der Polizei kontrolliert – wenn sie aus dem Bus ausstiegen, auf dem Schulweg und auf dem Weg nach Hause. Mädchen wurden nicht angehalten, nur Jungen. "Fatimas" sind in Frankreich willkommener als "Mohammeds". Frauen nordafrikanischer Herkunft hätten weniger Probleme als Männer, das erkläre auch, warum viele arbeitslose nordafrikanische Männer ihrer Mütter und Schwestern behandeln, als seien sie ihr Eigentum – ihr einziges Eigentum. Assia ist eine von vielen Französischen aus dem Maghreb, die deshalb nicht in Frankreich geblieben sind.

Wer darauf hinweist, dass Frankreich ein Integrationsproblem hat, das dringend angegangen werden muss, spricht nicht die Mörder – oder nach Packers Argumentation – ihre Ideologie frei. Er zeigt nur die vollständige moralische und politische Dimension des zu lösenden Problems auf und redet sich nicht nur mit angeblicher "moralischen Klarheit" heraus. Wenn Frankreich junge Franzosen nordafrikanischer Herkunft weiterhin so behandelt, als bedrohten sie "unsere Zivilisation", werden vermutlich noch mehr von ihnen dem (schlechten) Beispiel der Kouachi-Brüder folgen. Darüber würden sich sowohl Marine Le Pen als auch die Dschihadisten freuen, weil beide von der gleichen (falschen) Prämisse ausgehen, zwischen Europa und dem Islam müsse ein apokalyptischer Krieg ausgetragen werden. Wir sind noch weit von diesem Krieg entfernt, die Ereignisse vom 7. Januar haben ihn aber ein wenig näher rücken lassen.

(Wir haben diesen zu gründlicherem Nachdenken anregenden Artikel komplett übersetzt und mit Ergänzungen und Links in Klammern versehen. Anschließend drucken wir den Originaltext ab.)



Moral Clarity

Adam Shatz

9 January 2015

After 9/11, Le Monde declared: 'Nous sommes tous Américains.' The love affair was short-lived: as soon as the French declined to join the war against Iraq, American pundits called them 'cheese-eating surrender monkeys' and French fries were renamed 'freedom fries'. When Obama took office, relations warmed, but the tables were turned: the new administration in Washington shied from foreign adventures, while the Elysée adopted a muscular stance in Libya and Mali, and promoted a more aggressive response to Bashar al-Assad's assault on the Syrian rebellion. Neoconservatives who had vilified the surrender monkeys now looked at them with envy.

Today a new cry can be heard among intellectuals in the US: 'Je suis Charlie.' It is a curious slogan, all the more so since few of the Americans reciting it had ever heard of, much less read, Charlie Hebdo before the 7 January massacre. What does it mean, exactly? Seen in the best light, it means simply that we abhor violence against people exercising their democratic right to express their views. But it may also be creating what the French would call an amalgame, or confusion, between Charlie Hebdo and the open society of the West. In this sense, the slogan 'je suis Charlie' is less an expression of outrage and sympathy than a declaration of allegiance, with the implication that those who aren't Charlie Hebdo are on the other side, with the killers, with the Islamic enemy that threatens life in the modern, democratic West, both from outside and from within.

Already, anyone who dares to examine the causes of the massacre, the reasons the Kouachi brothers drifted into jihadist violence, is being warned that to do so is to excuse the real culprit, radical Islam: 'an ideology that has sought to achieve power through terror for decades', as George Packer wrote on the New Yorker blog. Packer says this is no time to talk about the problem of integration in France, or about the wars the West has waged in the Middle East for the last two decades. Radical Islam, and only radical Islam, is to blame for the atrocities. We are in what the New Yorker critic George Trow called the 'context of no context', where jihadi atrocities can be safely laid at the door of an evil ideology, and any talk of pre-emptive war, torture and racism amounts to apologia for atrocities.

We have been here before: the 11 September attacks led many liberal intellectuals to become laptop bombardiers, and to smear those, such as Susan Sontag, who reminded readers that American policies in the Middle East had not won us many friends. The slogan 'je suis Charlie' expresses a peculiar nostalgia for 11 September, for the moment before the wars in Afghanistan and Iraq, before Abu Ghraib and extraordinary rendition, before all the things that did so much to tarnish America's image and to muddy the battle lines. In saying 'je suis Charlie', we can feel innocent again. Thanks to the massacre in Paris, we can forget the Senate torture report, and rally in defence of the West in good conscience.

Packer's article isn't surprising, but it's also symptomatic. He reacted to 9/11 by supporting the invasion of Iraq. He later became a critic of the war, or at least of its execution. Yet he responded to the Paris massacre by resorting to the same rhetoric about Islamic 'totalitarianism' that he invoked after 9/11. He even hints at a civilisational war between Us and Them – or, at least, some of Them, the 'substantial minority of believers who countenance... a degree of violence in the application of their convictions that is currently unique'. That such rhetoric helped countenance the disasters of Afghanistan and Iraq seems not to occur to him, bathed as he is in what liberal hawks like to call 'moral clarity'. To demonstrate 'moral clarity' is to be on the right side, and to show the courage of a fighting faith, rather than the timorous, context-seeking analysis of those soft on what Christopher Hitchens called 'Islamofascism'. Packer's New Yorker article is a declaration of this faith, a faith he confuses with liberalism.

In laying exclusive blame for the Paris massacres on the 'totalitarian' ideology of radical Islam, liberal intellectuals like Packer explicitly disavow one of liberalism's great strengths. Modern liberalism has always insisted that ideology can go only so far in explaining behaviour. Social causes matter. The Kouachi brothers were products of the West – and of the traumatic collision between Western power and an Islamic world that has been torn apart by both internal conflict and Western military intervention. They were, above all, beurs, French citizens from the banlieue: Parisians of North African descent. It's unlikely they could have recited more than the few hadith they learned from the ex-janitor-turned-imam who presided over their indoctrination. They came from a broken family and started out as petty criminals, much like Mohamed Merah, who murdered a group of Jewish schoolchildren in Montauban and Toulouse in 2012. Their main preoccupations, before their conversion to Islamism, seem to have been football, chasing girls, listening to hip hop and smoking weed. Radical Islam gave them the sense of purpose that they couldn't otherwise find in France. It allowed them to translate their sense of powerlessness into total power, their aimlessness into heroism on the stage of history. They were no longer criminals but holy warriors. To see their crimes as an expression of Islam is like treating the crimes of the Baader-Meinhof gang as an expression of historical materialism. And to say this is in no way to diminish their responsibility, or to relinquish 'moral clarity'.

Last night I spoke with a friend who grew up in the banlieue. Assia (not her real name) is a French woman of Algerian origin who has taught for many years in the States, a leftist and

atheist who despises Islamism. She read Charlie Hebdo as a teenager, and revelled in its irreverent cartoons. She feels distraught not just by the attacks but by the target, which is part of her lieux de mémoire. A part of her will always be Charlie Hebdo. And yet she finds it preposterous – and disturbing – that even Americans are now saying ‘je suis Charlie.’ Have any of them ever read it? she asked. ‘You couldn’t publish Charlie in the US – not the cartoons about the Prophet, or the images of popes getting fucked in the ass.’ Charlie Hebdo had an equal opportunity policy when it came to giving offence, but in recent years it had come to lean heavily on jokes about Muslims, who are among the most vulnerable citizens in France. Assia does not believe in censorship, but wonders: ‘Is this really the time for cartoons lampooning the Prophet, given the situation of North Africans in France?’

That’s ‘North Africans’, not ‘Muslims’. ‘When I hear that there are five million Muslims in France,’ Assia says, ‘I don’t know what they’re talking about. I know plenty of people in France who are like me, people of North African origin who don’t pray or believe in God, who aren’t Muslims in any real way. We didn’t grow up going to mosque; at most we saw our father fasting at Ramadan. But we’re called Muslims – which is the language of Algérie Française, when we were known as indigènes or as Muslims.’ She admits that more and more young beurs are becoming religious, but this is as much an expression of self-defence as piety, she says: French citizens of North African origin feel their backs are against the wall. That they are turning to an imported form of Islam – often of Gulf origin, often radical – is no surprise: few of them have any familiarity with the more peaceful and tolerant Islam of their North African ancestors. Nor is it surprising to find an increasing anti-Semitism among French Maghrébins in the banlieue. They look at the Jews and see not a minority who were persecuted by Europe but a privileged elite whose history of victimisation is officially honoured and taught in schools, while the crimes of colonisation in Algeria are still hardly acknowledged by the state.

Assia is typically Parisian, in her dress, accent and lifestyle. But that did not prevent her from being reminded, at every turn, of her otherness. ‘Assia, what sort of name is that?’ people would ask her since she was a child. With its strong centralising traditions, France shuns expressions of difference, notably the hijab, but continues to treat French citizens of Muslim origin as foreigners. Second and third-generation citizens are still routinely described as ‘immigrants’. The message: don’t wear the hijab, you’re French; but don’t bother applying for this job if your name is Mohammed. ‘When my brothers were growing up,’ Assia told me, ‘they would be stopped by the police ten to fifteen times a day – on the bus, getting off the bus, on their way to school, on their way home. Girls weren’t stopped; only boys. The French are more comfortable with “Fatima” than with “Mohammed”.’ French women of North African origin are doing better than men – which in part explains why some of the unemployed men take to dominating their mothers and sisters, as if they were their property, their only property. Assia is one of many French Maghrébins who have found it much easier to live outside France.

To say that France has an integration problem, and that it’s in urgent need of repair, isn’t to let the killers – or, pace Packer, their ideology – off the hook. It is to take the full measure of the moral and political challenge at hand, rather than to indulge in self-congratulatory exercises in ‘moral clarity’. If France continues to treat French men of North African origin as if they were a threat to ‘our’ civilisation, more of them are likely to declare themselves a threat, and follow the example of the Kouachi brothers. This would be a gift both to Marine Le Pen and the jihadists, who operate from the same premise: that there is an apocalyptic war between Europe and Islam. We are far from that war, but the events of 7 January have brought us a little closer.